

Im „Blutigen Knochen“.

Vom Platz der Republik in Paris führt die Straße Lärbig gegen die Hallen zu. Sieht man von ihr rechts ab, so kommt man in ein enges gleichlaufendes Gäßchen. In diesem Gäßchen war der „Blutige Knochen“. Ich weiß nicht, ob der Besitzer diesen Namen seinem Wollspinnereisalon selbst gegeben hatte. Ich weiß nur, daß wir es so nannten. Im „Blutigen Knochen“ herrschte vollkommene Selbstbedienung. Trat man herein, so löste man links bei einem jungen Mädchen je nach dem Parbestand, den man hatte, eine Marke, erhielt mit der Marke ein langes Stück Weißbrot, Teller, Messer, Gabel und Löffel und holte sich rechts, wo in großen Kesseln das Essen brodelte, auf einem großen Reck gebraten und gebaden wurde, was man brauchte. Es gab im „Blutigen Knochen“ eine reiche Speisenwahl: vom Braten an bis zur Vorküchle; es gab Zwischengerichte, Salate, Kaffee, Suppe, was man wollte, was man bezahlen konnte. Alles war einzeln gegen die gelöste Marke erhältlich. Man konnte für 25 Centimes satt werden und konnte sich ein Mahl gönnen von 1 Franc einschließlich einer halben Flasche Rotwein.

Hatte man kein Essen, so suchte man sich einen Platz an den langen Tischen mit davorstehenden Bänken und tat sich gütlich. Wir — drei junge Deutsche — hatten einen Tisch, sozusagen als Stammtisch, im hinteren Zimmer. Es war bei Tage sehr düster darin; die Fenster führten auf einen schmalen Gang. Abends erhellte eine einzige Petroleumlampe den Raum. Sie hing über unserem Tisch; er war damit der einzige Lichtpunkt des hinteren Raumes. Denn nach dem Essen blieb man noch einige Zeit sitzen.

Der „Blutige Knochen“ war ein internationales Lokal. Alle Sprachen Europas wurden da gesprochen, hervorragend vertreten war — besonders bei der Mamsell vorne und bei den Kochfrauen — die Zeichensprache. Auch wir bedienten uns ihrer ihnen gegenüber, denn unter in sechsjährigem Realstudium erworbenes Französisch klang ihren Ohren ansehnlich, als wäre es deutsch. Dieser noch halb sich ein Holländer aus. Ein alter Knabe mit grauen Haaren, der ein ganz abgenutztes, fettiges Wörterbuch hatte und mit prächtiger Geschicklichkeit daraus sein Menu zusammenstellte. Selbst Liebeserklärungen machte er so der Mamsell und den Kochfrauen. Nicht aus Liebe. Er hatte es erprobt, daß ein lachendes Herz gern und reichlich gibt. Sein Teller war der vollste, sein Fleischstück das größte, sein Weißbrot das längste.

Also alle Völker verkehrten im „Blutigen Knochen“: Italiener mit roten Leibbinden, offenen Hemden, Brust und Gesicht braungrau vom Brand und Staub der Arbeit im Freien, russische Juden mit bleichen, schmalen Gesichtern von der Arbeit am Schneidertisch und an der Nähmaschine; ernste französische Arbeiter, meist mit Frau und Kind, für die sie zärtlich sorgten; Deutsche, die sich alle Mühe gaben, für Franzosen zu gelten. Männlein und Weiblein vertrugen sich gut — am Tage. Abends begannen die geradezu internationalen Differenzen. Warum? Um die Plätze an den drei Petroleumlampen in den zwei Gasträumen. Nach Feierabend begann vom Arbeitsplatz aus ein Wettlauf nach dem „Blutigen Knochen“. Der Hunger jagt nicht so sehr, als das Verlangen, einen Platz unter der Petroleumlampe zu erlangen. Man kam an und der Platz an der Sonne war besetzt. Aber man drängte sich auf die Bank; andere kamen; sie drängten sich auch noch darauf. Die Arme konnte man kaum mehr bewegen. Die Italiener warfen Dolchschilde umher; der Franzose nahm seine Kinder auf den Schoß und hätte sein Frauchen noch mit darauf genommen, wenn nicht ein einmütiges Gefühl Aller ihr Platz gelassen hätte. Der Deutsche löffelte mit tüchsaurem Meise seine Suppe, so gut es ging, und bekräftigte ein über das andere mal: „Il fait chaud!“ „Il fait chaud!“ (Es ist heiß!) Der Russe endlich wurde elegisch, redete viel im Jargon, was kein Mensch verstand, rannete zur Mamsell und beklagte sich mit reichem Wortschwall. Sie lächelte, sagte: „Oh“, „oh“, und ließ die Sache ihren Gang gehen.

Manches Mal ward der Streit um den Platz heftig und wurde tumultuös. Man verlangte, daß jene, die abgeessen hatten, sich erheben sollten, was die energisch verweigerten. Oft forderten sich zwei besonders arg Aneinandergeratene auf, mit hinaus zu kommen. Sie gingen und ließen Spannung und Schrecken zurück. Fast immer aber fühlte die frische Abendluft vor dem „Blutigen Knochen“ die erhigten Gemüter ab, bevor es zu Tätlichkeiten kam. Die Feinde lagerten sich an, reichten sich die Hände und kehrten verjüngt zurück. Eines Abends wurde der Streit besonders heftig. Eine bleiche russische Arbeiterin wurde durch einen stämmigen Italiener, der sich neben sie gezwängt hatte, gar zu rücksichtslos gedrängt. Ihr Mann erhob flammenden Protest. Gegenrede kam. Das ganze

Lokal kam ins Schreien und Gefilulieren. Löffel, Gabel und Messer wurden geschwungen. Auch die, die keinen Platz an den Petroleumlampen hatten, mischten sich in den Tumult und schrien am lautesten. Die Mamsell verlor ihr Köpfchen, die Kochfrauen stellten ihre Tätigkeiten ein und stemmten die Hände in die Hüften. Der Untergang des „Blutigen Knochen“ schien nahe. Und da, im Augenblick, wo der Tumult sich zu vollziehen schien, schwächte der Tumult ab, es wurde stiller und ganz still.

Die bleiche, russische Arbeiterin war vornüber gesunken und hart mit dem Kopf auf die Tischplatte geschlagen. Der Kampf um den Platz an der Petroleumlampe hatte sein Opfer gefordert! Wie viel Platz gab es da plötzlich an Tisch und auf der Bank. Der Mann der Arbeiterin hielt die Ohnmächtige in den Armen und rief klagend: „Duschka! Duschka!“ Der stämmige Italiener, der die Szene heraufbeschworen, machte sich bestige Vorwürfe, goß den Essig von seinem Salat in die Handhöhle und rief der Besinnungslosen die Schläfe. Jeder hatte einen Mar, alle hätten gern etwas getan. Die Mamsell kam, zum ersten Male, hinter ihrem Pulke hervor und hatte ein Kiechschälchen in der Hand; die Kochfrauen kamen herbei, und jede botte einen guten Rat auf der Zunge. Auf den Bänken standen die Gäste und starrten auf die Kleine, bleiche, ohnmächtige Arbeiterin, auf das Opfer ihrer Selbstsucht und ihres Janes. Die einen hatten Tränen in den Augen, die anderen preßten die Lippen zusammen. Angst und Besämung lag in jedem Blick.

Der Russe hielt seine Frau noch immer im Arm, streichelte ihr schwarzes, dünnes Haar und rief sie mit allen Kosennamen; der Italiener rief ihr das Gesicht mit dem Essig seines Salates; die Französin hielt ihr das Kiechschälchen unter die Nase; wir Deutschen rieten, daß man ihr die Bluse und das Korsett aufmachen solle. Aber wir sprachen französisch und so verstand uns kein Mensch.

In die lange, erwartungsvolle Stille klang plötzlich die rauhe Stimme des alten Mannes, der immer in der dunkelsten Ecke saß. Er trug Sommer und Winter denselben alten Leberzieher, der ihm Hemd, Weste und Rock und teilweise die Hose ersetzte:

„Mais, sie muß wieder zu sich kommen. Mais, aber vernünftig müßt ihr sein. Mais Jan! — mais Streit — alles geht caputi — alles, nicht genug — Licht für alle — aber vernünftig sein! Wir sind doch Menschen!“

Und die Russin schlug die Augen wieder auf und lächelte matt. Der sie noch immer reisende Italiener wurde im Gesicht um einige Töne brauner und atmete tief auf. Die Mamsell lief weg und kam mit einem Glas Rotwein zurück. Eine Kochfrau brachte einen Teller Weißbrot mit einem großen Stück Fleisch. Der Russe juredelte seine Frau, stößte ihr die Brüste ein und redete in seinem jüdischen Jargon noch links und rechts und niemand verstand ihn. Wir Deutschen taten einige betrachtende Bemerkungen und freuten uns. Und Platz hatte man an diesem Abend; man konnte beide Arme auf den Tisch stützen. Auch am folgenden Abend war Platz. Und als gar am dritten Abend noch zwei Petroleumlampen an den Deckenbalken der beiden Gastzimmer bingen und nun alle Licht hatten, da war Jubel und helle Freude. Selbst der alte Mann mit dem Leberzieher lachte — es war das erste Mal, daß man ihn lachen sah — und auf die neuen Lampen weisend, rief er: „Voilà — der Friede!“

In der Tat, der Friede wurde seitdem im „Blutigen Knochen“ nie wieder gebrochen. S. O.

Kleines Feuilleton.

Deutsches Theater: „Judith“ von Hebbel.

Die Neueinstudierung des in seiner grübelnden Verstiegtheit doch so genialen Judithdramas brachte eine freudige Ueberraschung. In Marie Fein, einer noch sehr jungen, zuletzt in Dresden engagierten Schauspielerin hat das Deutsche Theater eine Kraft gewonnen, die, nach ihrer Leistung von diesem Abende zu schließen, einen vollwertigen Ersatz für das Auscheidende Ella Durieux aus dem Ensemble hoffen läßt. Hoheitsvolle Stimme und stolzer Wuchs — Gaben, die ebendam als erste Vorbedingung für Heroinnen gelten und oft nur Träger einer kalt stilisierten Deklamation waren — verbinden sich in ihr mit einem Stimmenreichtum wechselnder Empfindung und einer Wucht der Leidenschaft, die in Erlaunen liegt. Sie überraste immer wieder, doch schien nichts zum Zweck der Ueberraschung erdacht und herausgekünstelt. Ein festes Band hielt alles Einzelne zusammen. Jenes Durcheinander schamhaft spröder Herabheit, schwärzender Eitelkeit und verborgener glühender Sinnlichkeit, auf das der Dichter die Figur und den Konflikt gestellt hat, trat gleich im Auftakte, in der Erzählung von ihrer Ehe, in wunderbarem Einklange hervor und entfaltet sich dann in mächtiger Steigerung der Affekte in den Holofernes-Szenen. Die Angst, das Brauen vor dem blutigen Barbarenheros, die Empörung über die

eigenen Sinne, die sie zu ihm drängen, prägte sich rücksichtslos mit frappantem Naturalismus aus; und doch in diesen Stürmen selbst erloschen die Seelengröße und die Reize weiblicher Anmut nicht, das Kubikum dankte mit starkem Weisfall.

In der sonstigen Besetzung war wenig geändert. An erster Stelle stand da Wegener als Holofernes, der die in der Gestalt liegenden Hemmungen von einer zuweilen lächerlichen Nennomage mit seiner Kunst fast auslöscht, das gemalte Schenkel in ein lebhaft glaubwürdiges umschafft. Schildkraut vortrefflicher, aus dumpfer Stummheit zum Propheten erwachender Daniel war wie früher der eindrucksvolle Mittelpunkt der glänzend arrangierten Volksgenen.

Russische Briefe aus der Front.

Der Briefwechsel der russischen Schreibkundigen mühte, so wird der „Köln. Ztg.“ geschrieben, von rechtswegen recht schwierig von statten gehen und eigentlich nur durch die Hilfe von Schreibkundigen möglich sein. Dem ist aber keineswegs so; vielmehr zeigt eine sehr sinnige Einrichtung der russischen Heeresverwaltung selbst den des Schreibens Unkundigen in die Lage, mit allen seinen Bekannten und Verwandten in ununterbrochenem persönlichen Briefverkehr zu stehen. Wie das möglich ist? Ganz einfach dadurch, daß den Soldaten gedruckte Briefe eingehändigt werden, in denen alles steht, was ein Briefempfänger gern lesen möchte. Dem Schreiber dieser Zeilen liegt ein solcher Brief vor, der links in der Ecke den Vermerk Serie 6 Nr. 5 trägt; es scheint also dafür gesorgt zu sein, daß den verschiedensten Ansprüchen an den Briefinhalt genügt wird. Die erste Seite des Briefes zeigt ein großes, buntes Schlachtenbild, das den „Siegreichen“ Kampf bei Wladimir-Wolynsk darstellt; die Russen drängen vor, die Oesterreicher sind in voller Flucht. Eine entsprechende Beschreibung zu dem Bilde ist daneben gedruckt. Der eigentliche Brief beginnt auf der zweiten Seite mit der Anrede: „Meine teuern Verwandten und Bekannten!“ Seinen Inhalt, der zum großen Teil sogar gereimt ist, lassen wir am besten für sich selbst sprechen: „Ich sende Euch eine kleine Nachricht von der Front und schreibe Euch über mein Ergehen: Wir hatten mit den Deutschen einen heißen Kampf, aber Gott der Herr hat uns einen großen Sieg geschenkt. Die Deutschen haben wir besiegt, und nur ihre Leichen zu sehen gefriert. Sie wollten gern nach Warschau kommen, da haben wir sie nicht schlecht vorgenommen; die wissen nun, mit wem sie es haben zu tun. — Wir sitzen hier in den Schützengraben und bewachen die Deutschen, und wenn auch der Hundebesitzer scharf späßt, beim Anblick unserer Soldaten er vor Jittern verzeht. Ich denke an Euch alle, meine Freunde, und möchte Euch wiedersehen. Verzeht mich nicht und gebt mir von Euch Nachricht. Betet zu unserem Herrgott, daß ich gesund nach Hause kehre, daß aber der Deutsche krumm und lahm geschlagen werde. Glaubt, meine Teuern und Verwandten, daß der Tag unseres Wiedersehens nahe ist, dann werde ich Euch viel erzählen, wie unsere Jungen siegen, die Deutschen aber unterliegen. Wir stehen früh auf Wache, für unsere gerechte Sache, für unser Mütterchen Ruß! Meinemwegen macht Euch keine Sorgen, bald laßt uns ein froher Morgen. Langweilt Euch nicht, mich aber erwartet mit dem Sankt Georgs-Kreuz! Nun... auf Wiedersehen! Jung grüße ich Euch alle teuern Verwandten und Bekannten, und wer sich über meinen Brief freut, ist auch zu einer Antwort bereit. Ich verbleibe Euch liebender...“ Unter dieses gedruckte Nachwort setzt der „Briefschreiber“ nur seine drei Kreuze.

Notizen.

— Theaterchronik. Das Charlottenburger Schiller-Theater bringt als nächste Neuheit am Donnerstag Adolf L'Arronges Volksstück „Mein Leopold“ heraus.

— Paul Meyerheim ist am Dienstag im Alter von 73 Jahren gestorben. Der Generation von heute war der einst sehr populäre Tier- und Genremaler fremd geworden. Wir sehen heute die Tierwelt mit anderen Augen an als Meyerheim, der erzählende und beleuchtende Darstellungen aus den Menagerien liebte. Seine „Tierbude“ in der Nationalgalerie zeigt seine ganze illustrierende und malerische hunte Art. Als der Inhalt noch eine Hauptrolle war, da sah er freilich der rechte Mann. Aber ein „Affenskat“ zieht heute nicht mehr. Erheblicheres Interesse erweckten, als sie vor einigen Jahren wieder aufgestellt wurden, die sieben großen Bilder, die er über das Thema: Entstehung der Lokomotive in den siebziger Jahren für Vorfing malte. Ein kulturhistorisches Dokument, in dem noch die Arbeiterfrage nett patriarchalisch aufgefaßt wird. — Meyerheim entstammte einer Berliner Malerfamilie, in Berlin hatte sich sein Vater Eduard bereits als Genremaler betätigt.

Rappenmantel um die Strahenecke herum verschwunden war, brachte sie mit ihren Kuschelknechten die Möbel schnell wieder ins Haus.

„Schnell, Raatje, Annetje, Ursula! Halb elf sind sie hier!“

Im Ru waren die Stühle in dem niedrigen Zimmer, zu dem drei Stufen hinaufführten, die es hinten mit der Gaststube verbanden, an den Wänden hin aufgestellt und blanke Bretter, eins neben das andere, auf die Böde gelegt. Ein Stück dem Laden, den Leentje Waandag neben ihrem eigentlichen Geschäft hielt, entlehnter gebüelter Wachsleinwand wurde über die Bretter ausgerollt, die man ihrerseits von dem Zimmermann Klingel geliehen hatte. Und eine Reihe von Schalen, in ihrem jungfräulichen Staub von dem Regal herabgenommen, wurde schnell in dem lauwarmen Wasser eines Kübels abgeseift. All dies Gerät wurde dann auf gut Glück auf den Tischen aufgestellt mit Butterbrotplatten, Tellern mit zurechtgeschnittenem Edamer Käse und Blechkannen voll dampfenden Kaffees. Es war Zeit. Das Gäßchen schwoll von einem Gelärm an. Die 75 Eingeladenen waren angelangt.

Zu Fuß waren sie von allen vier Enden des Bezirks herbeigekommen. Viele hatten sich, um zur rechten Zeit da zu sein, vor Tagesanbruch erheben müssen. Die Broeds waren da, alte und junge, die Nachbarn, weitläufige Bekannte, bis auf die, welche niemand kannte, ausgehungerte, schmarogende Raben, angelockt von der Schmaulerei, die sich in Flandern jedem Begräbnis anschließt. Die Männer schlepten an ihren schweren Schuhen den jähen Schmutz all der vielen Steige, die sie im eiskalten Säuer der Morgenfrühe hatten passieren müssen. Sie waren in ihren Sonntagskleidern und hatten seidene Tücher um den Hals. Sie sprachen laut durch den Rauch ihrer Pfeifen hindurch, die sie sich schon gleich nach der Beerdigung angezündet hatten.

Im Hintergrund des Zimmers hatten sich die Frauen mit ihren schwarzen Kapuzenmänteln und kleinen, reichlich mit Fett und Glaschmuck beladenen Nadelnkleiderhüten zu einer dichten Gruppe zusammengedrängt. Sie gegenseitig anstößend schoben sie, wobei zuweilen ihr Kopfschmuck kurrte, die Stühle zurecht, um sich bequem vor den appetitlichen, frischen Butterstücken und den Käsetellern aufzulassen.

Niemand dachte mehr an den Neunzigjährigen, der drei Fuß tief unter der warmen Erde rechts auf dem Kirchhof gut aufgehoben war. Eine Begehrlichkeit belebte die Blide und ließ von der Seite her nach den mit Speise beladenen Platten

hinschauen. Aber es benötigte, den Eingang all der guten Dinge, die man einsparen wollte, vorzubereiten, und irgendwer schlug vor, die Rehle mit einem tüchtigen Zug geschmeidig zu machen. Präsentierteller mit Krügen kreisten.

Und mit einem Mal begann das Geschlinge.

Die schweren, schwieligen Hände streckten sich über die Platten aus und plünderten sie unter lautem Geschrei und Gelächter. Es gab ein mächtiges Stuhlruicken. Der braune Kaffee qualmte in den Schalen. Im Augenblick war der Zucker weggerafft. Es war ein Klo davon da, in zwölf Untertassen. Man ergänzte ihn. Ein gewaltiges Geläute begann unter dem allgemeinen Schweigen, das nach der Blinde rung eingetreten war. Die Schneidezähne zerteilten die Käse scheiben, die Backzähne kauten und malnten. Nasilos verschwanden die Vrostschneiden in den gewaltigen Nagenzschlängen. Ritten in dem Festgenuß beeiferten sich die Wirtin und die Aufwartung, indem sie die Kannen mit Kaffee vollgossen und Käse und Brot erneuerten. Aber eine Pause machte die geschäftigen Jungen stoden. Die Bauern entblöyten den Kopf und bekreuzigten sich. Die Priortin, die auf dem Friedhofe beim Leichenzug psalmodiert hatte, schätzte sich an, ein Gebet zu sprechen, das ihre Begleitung wiederholte. Dann fand das Mahl seinen Fortgang.

Die Männer hatten ihren Hunger am ersten gestillt. Sie lehnten sich auf ihrem Stuhl zurück, rülpten geräuschvoll, knöpfen sich auf, zündeten ihre Nasenwärmer an und verlangten nach Bier und Nachenpüper.

Langsamer als sie, zogen die Bäuerinnen ihr Vergnügen an dem in gezuckerten Kaffee gesteckten Zwieback noch hinaus. Sie gackerten, schüttelten die Köpfe, stießen tiefe Seufzer hervor. Hin und wieder verdrehten sie die in Teilnahme und Behagen schwimmenden Augen. Das ungewisse Stimmengemurmel schwoll mehr und mehr an. Leentje Waandag war mit dem ältesten von Broeds Söhnen beiseit gegangen, um mit ihm einen Rechnungsbüchlein zu machen.

Vom stämmigen Kirchturm her schlug es Mittag. Ein Fuhrwerk stoppte vor dem „Eber“ und auf dem Estrich des Gastzimmers schallten schwere Schritte. Eine Freude erhob sich unter den vom Trunk aufgeheiterten Leuten, die sich mit lärmenden Prahlereien, späßigen Herausforderungen und erregten Konfidenzen einte, daß die vier Bände widerhallten.

„Se, guten Appetit, Brüderchen!“ kicherle eine stattliche Bassstimme von der Schwelle her.

(Fortf. folgt.)

Kotes Vlamenblut.

22] Von Pierre Broodcoorens.

13.

Fünf Brote aus reinem Roggenmehl, groß wie Wagenräder, waren für das Leichenmahl gebacken worden. Leentje Waandag, die dicke Bäckerin des „Ebers“ im Marktviereck von Tilkeul-Plauri, hatte unter Beihilfe von drei gutwilligen Gebatterinnen diese ehbaren Mühlsteine zu 150 zweifingerbiden, dick mit bläugelber Butter bestrichenen Butterbrotten zerschnitten. Im Keller hatte der Hahn den Stöpsel in die frische, schäumende Seele der Tonne hineingetrieben, die drei Hektoliter Hopfenbier enthielt. Ein Kessel kalter Kaffee wartete unter dem Löwenen Ofen, daß sein über ihm bereits lustig zischender und singender Genosse ihm Platz machte. Und auf dem Schantisch bildete, um jeder etwa noch übrigen Genußsucht gerecht zu werden, eine Schüssel mit einer würzigen Mischung von gemahlenem, mit Fichorie versehenem Kaffee in Gemeinschaft mit einem halben Brotlaib und einem Pfund Butter den Reservestand dieser mächtigen Armee von in Schlachtordnung stehenden Lebensmitteln und Flüssigkeiten.

Es war Montag vormittag nach Sankt-Caecilia. Coin-des-Tisserands beerdigte Vorf, den alten Inhaber des „Kleinen Parks“, einer der vielen Schenken des Weilers. Zu trüber Stunde hatten die verstörten Häuser, die unter den heftigen Windstößen, die endlos über die filigranartig ausgezackten Kronen der großen Zitterpappeln von Westen her ihre dicken, bleifarbenen Wolken hintrieben, am Straßenrand knieten, den Leichenzug sich vorüberbewegen sehen.

Vorauß mühte sich der Mann mit dem Kreuzfisz durch den Wind. Vier Burfschen trugen hinter ihm auf ihren hageren Schultern die schwere, mit zwei Silberbändern überzogene gelbe Sarglade. Und dann, mit dem Getrappel einer Herde, die übrige Menschenflut. Ein unablässiges Gemurmel bewegte die schmalen Tippen und verwandelte sich bei den Haltestellen vor den Kapellen in einen leisen Trauergefang, den in Pausen eine Weiberstimme mit einer grellen Vitanci beherrschte.

Leentje Waandag und die drei Gebatterinnen hatten dem Beispiel der anderen Einwohner des Fleckens folgend, von der Wirtschaft Stühle genommen und sich in ihre Gebete versenkt. Als aber vom Winde gebläht der letzte schwarzseidene

